

Auf der Suche nach den verschwundenen Kindern

In Guatemala ist der Verbleib von Tausenden in der Bürgerkriegszeit entführten Kindern ungeklärt

Guatemala hat einen der schlimmsten Bürgerkriege Lateinamerikas durchlitten. Auch fünfzehn Jahre nach dem Friedensschluss geht die Suche nach Tausenden von verschleppten Kindern weiter.

Heinz-Jürgen Ziller

Im Januar sind 29 Jahre vergangen, doch als Lucia die dramatischen Ereignisse im Dorf Xalbal in den nördlichen Dschungelgebieten Guatemalas schildert, fliessen ihr die Tränen übers Gesicht. Für sie scheint es gestern gewesen, dass die Helikopter des guatemaltekischen Militärs einfliegen. Die Soldaten schossen um sich und nahmen dann auf einer Lichtung, die als Spielplatz diente, 19 Kinder im Alter von 3 Monaten bis 14 Jahren gefangen – 11 Mädchen und 9 Knaben, ausserdem ihre 4 Mütter. In den Helikoptern schafften sie sie fort. Lucia, eine Indígena aus dem Mayavolk der Quiché, trocknet die Tränen mit einem Ärmel ihrer Bluse und fügt kaum hörbar hinzu: «Die Soldaten waren erst Monate zuvor ins Dorf gekommen und hatten die Väter ermordet.»

Maya als Opfer

Alle Opfer gehören zur grossen Familie Lucias; die heute 47-Jährige ist die Tante und Nichte der Entführten. Seit jenen furchtbaren Bürgerkriegsjahren, in denen zwischen 1960 und 1996 mehr als 200 000 Menschen umkamen, vor allem Nachfahren der Maya, und mehr als 40 000 Guatemalteken verschwanden, bangt Lucia um das Leben von insgesamt 28 Familienangehörigen. Bis heute fehlt von ihnen jede Spur.

«Por que? Warum?», fragt sie in die Runde. «Leben sie noch?» Betroffen und voller Mitgefühl schauen alle anderen fast 60 Indígenas auf Lucia, auf die Zeugin des brutalen Überfalls. Sie sitzen an diesem Morgen in einem Halbkreis in einem Versammlungsraum neben der Kirche in Playa Grande, einer Ansammlung von Billigläden und Bretterbuden, von Bars und Bordellen, nur 25 Kilometer von der mexikanischen Grenze entfernt.

Alle im Raum wissen nur zu genau und fühlen schmerzlich, worüber Lucia Pérez de Paz aus Ixcán spricht. Fast alle leiden unter ähnlichen traumatischen Erlebnissen. Und alle hängen an diesem Morgen an den Lippen von Marco Antonio Garavito, hoffen auf gute Nachrichten. Er hatte sie eingeladen zu diesem Jahrestreffen der Liga guatemalteca de higiene mental, der «guatemaltekischen Gesellschaft zur psychischen Gesundheit», so die sinngemässe Übersetzung.

«Maco», wie alle im Saal den Direktor der Liga bewundernd und anerkennend nennen, und sein kleines Team, sind für sie die Einzigen, die nach dem Friedensschluss zwischen Militär und Guerilla 1996 die intensive Suche nach den verschwundenen Kindern des Krieges aufgenommen haben. Ihre Zahl werde in Guatemala auf mindestens 4000 geschätzt, mit diesen Worten umreisst Garavito die Dimension. 1300 Fälle hat die Liga in den letzten zehn Jahren dokumentiert, das heisst das

Andere Prioritäten

O. I. · Auf Anfrage bestätigt das Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz, dass es sich neben Themen wie der Aufarbeitung von Verbrechen in der Vergangenheit verstärkt neuen, aktuellen Konflikten stellen wolle. Der Programmbeauftragte Heuberger: «Wir sind uns deren Wichtigkeit bewusst, sehen aber, dass wir uns thematisch und geografisch fokussieren müssen, um uns nicht zu verzetteln.» Gleichwohl werde die Liga auch weiterhin unterstützt, im Jahr 2011 mit rund 50 000 Dollar. Aber ab 2012 werde der Betrag kleiner, was bedeute, dass für die Liga noch weitere Geldgeber gefunden werden müssen.



Ein guatemaltekisches Mädchen vor einer Wandmalerei mit blutigen Szenen aus dem Bürgerkrieg.

JORGE SILVA / REUTERS

gewaltsame Verschwinden durch Zeugenaussagen belegen können. Inzwischen nehmen über 1000 Familien in 13 Regionen des Landes teil an dem von Garavito entwickelten Nachforschungsprogramm – Todos por reencuentro – «alles für ein Wiedersehen». Es sind ausschliesslich Angehörige der besonders verfolgten 21 Indígena-Ethnien.

Verkauft und zwangsadoptiert

Seit der 59-jährige Hochschullehrer und Ex-Guerillero Marco Garavito 1998 die Leitung der Liga übernahm, ist es dem achtköpfigen Team gelungen, 312 bis dahin verschwundene Kinder des Bürgerkrieges aufzuspüren. Die Liga-Aktivistinnen stellten Kontakte her und führten Familien wieder zusammen. 250 dieser Kinder leben heute im Ausland. «Sie wurden damals zwangsadoptiert, verkauft für 20 000 Dollar pro Kind, vor allem für die Militärs ein florierendes Geschäft», sagt der Liga-Direktor.

Seine Aufklärungsarbeit quittieren die Zuhörer im Saal von Playa Grande mit dankbarem Applaus. Doch diesmal muss Garavito die Menschen auf Veränderungen einstimmen. Ausgerechnet der jahrelange treue Mitstreiter und Förderer der Liga, das Hilfswerk der evangelischen Kirche der Schweiz (Heks), denke über eine Reduzierung der Finanzmittel nach. Dies könne dazu führen, dass die Liga spätestens ab 2012 ihren Mitarbeiterstab von 8 auf 4 reduzieren müsse, befürchtet Garavito.

«Die vier werden dann das Dreifache arbeiten», so versucht Garavito die Enttäuschung in den Gesichtern seiner Zuhörer zu überspielen. Wie zur trotzigsten Bekräftigung hängt an den Fensterrahmen das Transparent der Liga mit dem Wahlspruch, der wie ein Schlachtruf klingt: «El conflicto armado terminó, pero nuestra dolor y nuestra lucha continúa» – «der bewaffnete Konflikt ist beendet, aber unser Schmerz und unser Kampf dauern an». Garavito selbst funktioniert seine versteckt spürbare Bitterkeit um in eine harte Kritik an der jahrelangen Untätigkeit der guatemaltekischen Regierungen, auch der jetzigen unter Führung des als sozial eingeschätzten Alvaro Colom. Bis heute habe sie die Arbeit der Liga ignoriert, obwohl nach dem Wortlaut des Friedensvertrages von 1996 es Pflicht und Aufgabe des Staates sei, den Opfern des Krieges zu helfen.

Kriegskinder im Ausland

Die Liga selbst hat tiefe Wurzeln in Guatemala. 1952 in der Hauptstadt als Nichtregierungsorganisation gegründet, ist sie ein Kind des einzigen politischen Frühlings, den es je in Guatemala ge-

geben hat – jenen der Jahre 1950 bis 1954 während der Regierung des demokratisch gewählten Präsidenten Jacobo Arbenz. Sein von der CIA geförderter Sturz markierte den Beginn einer langen Epoche diktatorischer und menschenverachtender Regime, die schliesslich in einem mehr als 30 Jahre wütenden Bürgerkrieg gipfelte.

Nach den Recherchen der Liga und mehrerer Partnerorganisationen in Nordamerika und Europa sind allein in Kanada bisher 61 «irreguläre» Adaptionen nachweisbar, in den USA 35. In Europa liege Italien mit 73 Fällen weit vor Frankreich mit 36, Belgien mit 14 und Schweden mit 10. In den Niederlanden lebten 4 und in der Schweiz 2 guatemaltekische Bürgerkriegskinder.

Besonders spektakulär ist die Geschichte des Quiché-Mädchens Isabela in Belgien und seiner 3 Schwestern in Nebaj: Zusammen mit der Mutter Elena waren die Töchter Ana (8), Cecilia (5) und Petrona (3) am Morgen des 13. Juni 1982 Zeugen, wie Mitglieder der «Guerillaarmee der Armen» im Dorf Vatzchakaltze bei Chajul einmarschierten und den Vater der Kinder, Manuel, sowie den Sohn und Bruder Pedro ermordeten; als die Mutter, die die jüngste Tochter Isabela in einem Tuch auf dem Rücken trug, die Mörder zur Rede stellte, wurde sie von zwei Schüssen in die Brust ebenfalls getötet. Ana, die älteste der überlebenden Geschwister, erinnert sich, dass auch Isabela auf dem Rücken der Mutter von einer Kugel verwundet wurde, die zuerst die Mutter durchbohrte hatte. Später hätten Soldaten das Baby zum Gesundheitsposten nach Chajul gebracht. Zuvor habe Ana ihnen aber den Namen genannt, in der Hoffnung, dass der Name und die Verletzung eines Tages helfen würden, Isabela wiederzufinden. Auf einer Odyssee durch Kliniken und ein Übergangshaus, so recherchierte später die Liga, blieb nur der Vorname aktenkundig, und das Dokument erhielt schliesslich den Stempel «Kriegswaise»; Isabela wurde im August 1984 zur Adoption freigegeben.

Ana, Cecilia und Petrona blieben zurück, wurden von verschiedenen Familien im Verwandten-Umfeld von Nebaj adoptiert. Sie haben längst eigene Familien gegründet – mit insgesamt 14 Kindern. Die Hoffnung aber, ihre Schwester wiederzufinden, hatten sie nie aufgegeben. 2007 meldete sich die Liga bei ihnen mit der sehnsüchtig erwarteten Nachricht, Isabela lebe in einer belgischen Familie – inzwischen eine Frau von 29 Jahren. Im Frühjahr hatte Marco Garavito sie während einer Europareise zu verschiedenen Adoptivkinder-Gruppen kennengelernt und später Fotos

und Nachrichten für die Schwestern in Nebaj mitgebracht. Der Wunsch nach gegenseitigen Besuchen allerdings scheitert vorerst an den Reisekosten.

«Unwissende» Adoptiveltern

Kannten Isabelas neue Eltern, kannten alle anderen Adoptiveltern in Europa die oft kriminellen Hintergründe, die traurigen Biografien ihrer künftigen Kinder? «Das kann man so nicht sagen; sie wissen sicher nichts über die Geschichten. Und sie haben alle offizielle Dokumente der guatemaltekischen Behörden», sagt Garavito, der jeden Anschein krimineller Mitwisserschaft der Eltern vermeiden will. «Allerdings», schränkt er zögernd ein, «viele spürten, dass etwas nicht stimmte, dass innerhalb von 14 Tagen, wie damals geschehen, eigentlich keine Adoption möglich ist – in Europa dauert das oft Jahre.»

Die Ergebnisse der akribischen Fahndungsarbeit belegen 30, 40 Fotos an den Pinnwänden im Saal von Playa Grande, darunter auch eine Foto von Isabela – sie zeigen Menschen, die sich weinend, glückselig umarmen, sie zeigen aber auch Gesichter, in die sich Schmerz und unendliche Trauer eingegraben haben. Die Fototafeln nähren die Hoffnung und den Glauben, verdrängen für einen Augenblick alle Niedergeschlagenheit, alle Mutlosigkeit – ja, es ist doch möglich, sie zu finden, ja, sie leben...

Selig betrachtet auch die 40-jährige Magdalena die Szene auf einer Farbfoto an der Wand. Sie schaut auf sich und ihren 22-jährigen Sohn Pedro, der 18 Jahre lang verschwunden war. Die Liga hat Mutter und Sohn wieder zusammengeführt.

Mütter und Kinder waren in den Wirren des Krieges auf der Flucht vor den Todeskommandos der Militärs oder vor den Guerilleros getrennt worden. Im Bericht einer Wahrheitskommission werden dem Militär 85 Prozent aller Unrechtstaten zugeschrieben, der Guerillabewegung 3 Prozent. Tausende retteten sich nach Mexiko, aber mehr als 15 000 Indígenas in der Region Ixcán tauchten im lebensfeindlichen Dschungel unter. Nur mit der Kleidung auf dem Leib, ohne Lebensmittel, in improvisierten Dorfgemeinschaften, den sogenannten Widerstandsdörfern, zusammengewürfelt aus allen Regionen und Volksgruppen – Mam, Ixil, Kaqchikel, Quiché – Völker mit eigener Sprache und eigener Kultur.

Apolinio überlebte – zwölf Jahre lang unter Steinzeitbedingungen im Nirgendwo der grünen Hölle und immer in der Angst, von den Mordkommandos entdeckt zu werden. Heute lebt

der 55-Jährige mit seiner Frau, seinen 4 Söhnen und 3 Töchtern in Primavera an den Ufern des 400 Kilometer langen Urwaldflusses Chixoy auf einer 150 Quadratmeter grossen Parzelle, die ihm gehört. Für ihn und 314 weitere Flüchtlingsfamilien war die Gründung der Kooperative Primavera vor 14 Jahren auf dem Finca-Gelände ein Glücksfall. Mit einem Kredit der Diözese von El Quiché und der Caritas von rund einer Dreiviertelmillion Franken kaufte die Flüchtlingsgenossenschaft die 2,4 Hektaren grosse Finca, 43 Pferde inklusive. Gemeinsam bauten sie einfache Steinhäuser, erstritten sich den Elektrizitätsanschluss und schufen eine kleine Versammlungshalle.

Die Genossenschaft verwaltet sich selbst, hält regelmässig demokratische Wahlen ab. Sie baut Mais, Bohnen und Kardamom an und erntet in den Wäldern den Latex der Kautschukbäume. Unterstützung erhalten die «Basisdemokraten» von mehreren NGO im Ausland. Und wenn Apolinio zusammen mit den anderen fast 1600 Bewohnern der Finca Anfang 2011 das 15. Jahr des Dorf-Frühlings feiert, dann blicken alle nicht ohne Stolz auch auf einen Dorfladen, eine kleine Apotheke, eine Schule und ein Verwaltungshaus – und wenn sie den Zeitplan halten, auf ein Spital im Kleinformat.

Im Gemeinschaftshaus von Primavera, einem Tagungsort der Liga, prangen Che Guevara und Francisco Stefanos von den Wänden; der Revolutionär und der erste Führer der Kooperative, zwischen ihnen der trotzigste Titel «Ein Dorf im Widerstand».

Trotz und Widerstand manifestieren sich auch in den Versammlungssälen. In Playa Grande ergreift Francisco, ein offenbar kampferprobter Aktivist der Resistencia, das Mikrofon; der Indígena fordert Garavito auf, sich nicht kleinkriegen zu lassen. «Wir haben doch eine Organisation, lasst uns kämpfen, wir sind stark.» Er erhält den kräftigsten Beifall.

Seit fast zehn Jahren ist das Heks zusammen mit Uno-Organisationen das finanzielle Rückgrat des Liga-Programms «Todos por reencuentro». So förderte das Heks die Nachforschungsarbeit der Liga in den vergangenen sieben Jahren mit einer halben Million Franken. Aber die Unterstützung für das Kinder-Nachforschungsprogramm scheint nicht mehr prioritär zu sein. Der Programmbeauftragte des Heks, Karl Heuberger, schrieb 2008 in einem internen Antrag: «Die Aufarbeitung der Verbrechen in der Vergangenheit ist unabdingbare Voraussetzung für eine Gesundheit und Stabilisierung der Dorfgemeinschaften und der Gesellschaft. Ein friedvolles Zusammenleben ohne Rechenschaft darüber, was in der Vergangenheit passiert ist, ist über Generationen hinweg nicht denkbar.» Und dazu gehöre auch die Suche nach den verschwundenen Kindern.

Die Hoffnung stirbt zuletzt

Nur für kurze Zeit war der Liga ein Archiv mit registrierten Kindern zugänglich, die keine Eltern hatten. Eine sprichwörtliche Fundgrube, die geradezu zu Adoptionen im Ausland führte, aber plötzlich wieder versperrt war. Denn fast jeder aufgeklärte Fall könnte Beweise für kriminelle Hintergründe in der Vergangenheit liefern. Aber Garavito will nicht lockerlassen. «Ich wusste es damals und weiss es auch heute, dass viele der verschwundenen Kinder noch am Leben sind. Von den 312 bisher aufgeklärten Fällen mussten wir nur in einem Fall der Familie die Nachricht überbringen, dass das Kind gestorben war. Gemeinsam mit den Angehörigen haben wir es auf einem Friedhof in der Nähe der Familie bestattet.»

312 Mal Gewissheit, 311 Mal ein glücklicher Ausgang – Zahlen, die in Stunden der Trost- und Mutlosigkeit wie ein Aufputzmittel wirken, meint Garavito, eine entscheidende Kraftquelle, ein Ansporn, Trost, Mut und Zuversicht in den Versammlungen und Gesprächen weiterzugeben.